



Montag, am 21. Januar 1828.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell.]

An eine Braut an ihrem Hochzeitstage.

S t o f f e.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Mädchen, hat ihr Ungemach;
Selbst die besten Männer gehen
Desters ihren Launen nach.
Doch Dein Glück Dir selbst zu schaffen,
Mädchen, steht in Deiner Hand;
Die Natur gab Dir die Waffen,
Gab Dir Schönheit und Verstand.

Gottet.

Unter lichten Blütenzweigen
Wandelst heut Du wunderbar;
Und der Himmel hängt voll Seigen,
Freundlich winkt der Brautaltars
Aber laß mich Dir gestehen,
Die Du halb im Himmel bist;
Ach! ein Ding mit aber ist
Selbst die glücklichste der Ehen.

Rosen blühen zwar am Wege,
Duftig, lieblich anzusehn;
Links jedoch demselben Stege
Siehst Du Dorn' und Nessel stehn.
Kind, auf unserm Erdenrunde
Wechseln leider! Ob und Ach;
Und die Sonnenhellste Stunde,
Mädchen, hat ihr Ungemach.

Aus dem bunten Hochzeitsaale
Sinkt die Sorge nach in's Haus;
Mit dem lieben Ehemable
Manche Sorge, mancher Strauß;
Widerstand giebt neue Wehen,
Wahre vor ihm Herd' und Haus!
Denn vor ihm zur Thür hinaus
Selbst die besten Männer gehen.

Männer haben manche Sorgen,
Oft ziehn die die Stirne kraus;
Froh sinn lächelt Dir am Morgen,
Späterhin wird Spleen daraus.
Wie sich Wetterfahnen drehen,
Wechselt Witt'ung unterm Dach;
Und die Herr'n der Schöpfung gehen
Oftmals ihren Launen nach.

Möge Dich dieß Bild nicht schrecken,
Warnungsbild nur soll es seyn;
Dich vom Täuschungsschlaf zu wecken,
Web' in's Licht ich Schatten ein.
Laß Dir's keine Sorge schaffen,
Vorwärts gilt's in Kampf und Schlacht!
Und in Deiner Wahl und Macht
Steht's, Dein Glück Dir selbst zu schaf-
fen.

Liebreiz hat Dir Gott gegeben,
Und gar groß ist seine Macht;
Ihn zum Zauberband zu weben,
Rastlos sei darauf bedacht!
Er verscheucht des Unmuths Falten,
Auf die Stirne hingebannt;
Ihn zum Sonnenblick gestalten,
Mädchen, steht in Deiner Hand.

Gattet sich zum Liebreiz Güte,
Dein sind Sieg und Macht dann ganz.
Güt' und Mild' ist Frühlingblüthe
In des Lebens Dornenkranz.
Sanfter Männertroz zu schaffen
Sei Dein Streben, Deine Pflicht!
Zweifle am Selingen nicht!
Die Natur gab Dir die Waffen.

So verlier' in Deinem Streben
Nie den Willen, nie den Muth!
Nief, als Eva trat in's Leben,
Gott nicht: „Nun ist alles gut!“

Dem Gemahl zum Heil und Segen
Führt er heut Dich ihm entgegen;
Und, als Siegesunterpfand,
Gab er Schönheit Dir, Verstand.
Schink.

Franz von Sickingen und seine Zeitgenossen.

[Fortsetzung.]

Während Sickingen's kurzem Aufenthalt auf der Ebernburg, wo er sich damit beschäftigte, an seine Freunde und Kriegsgefährten und an die Hauptleute der Lanzenknechte zu schreiben und sie zum Zuge gegen Hessen aufzufordern, hatte er gegen seinen Sohn Margarethens mit keinem Worte erwähnt, auch der Jüngling hatte es über sich vermocht, zu schweigen, und nur Ottilie war die Vertraute seines Herzens. Zwar zerstreute ihn die Rüstung zu der bevorstehenden Fehde, denn diesmal sollte er den Vater begleiten und seinen Probezug thun, aber sobald er sich selbst überlassen die Einsamkeit oder Ottilien suchte, gedachte er des lieblichen, unglücklichen Mädchens mit treuer Liebe.

In dieser Zeit beschloß Sickingen, vor seinem Auszuge noch eine Reise zu machen. Der Cardinal Kurfürst Albrecht von Mainz, dieser Beschützer Tetzels, war trotz dem, daß er Luther und seine Meinung bekämpfte, Ulrich's von Hutten Unterstücker und Franz von Sickingen's Freund, wenn man das Freundschaft nennen kann, wenn gleiches Interesse zwei ganz verschiedene Charaktere sich einander näher bringt.

In der bayerischen Fehde hatte Landgraf Wilhelm, des jetzt regierenden Landgrafen Philipp's Vater, das mainzische Land sehr mitgenommen, so daß es sich bis jetzt von diesem Kriege noch nicht wieder hatte erholen können. Der Haß der Mainzer gegen Hessen war groß, und die Spottsucht des jungen Landgrafen hatte überdies den Kurfürsten und sein in vieler Hinsicht wohl nicht ganz patriarchalisches Leben nicht verschont. Der Kurfürst wurde daher von Sickingen aufgefordert, Theil an der Fehde zu nehmen, aber er hatte aus triftigen Gründen den öffentlichen Antheil an diesem Streite abgelehnt, heimlich aber Sickingen mit Geld und Mannschaft, so viel er konnte, zu unterstützen versprochen. Dies näher abzuschließen, hatten Beide eine Zusammenkunft in Höchst verabredet, durch welche Stadt sich der Kurfürst, um sich von dem Kriegsschauplatz entfernt zu halten, nach seinem

Erzstifte Magdeburg begab. Sickingen sollte wie zufällig dahin kommen.

Unter dem Vorgeben, seinen alten Freund, den Graf Philipp von Solms zu besuchen, traf Sickingen mit einem nur kleinen Gefolge in Höchst ein. Er hatte seinen Sohn Georg mitgenommen, um ihn dem Kurfürsten vorzustellen. Franz traf abgeredetermaßen früher ein als der Cardinal, und war nicht wenig erstaunt, seinen Kriegsgefährten, den wilden Hans Hilchen von Lorch, in der Herberge zum Einhorn, in Seide gekleidet, und so zierlich wie ein Hofschranze zu finden. Sickingen konnte kaum seinen Augen trauen, als er den sonst so rauhen Mann, den er nur in seiner Rüstung, oder im schlichten ledernen Wamsse kannte, hier in diesem Aufzuge fand, jedoch die eben erfolgende Nachricht, der Kurfürst werde so gleich eintreffen, ließ ihm keine Zeit, nach der Ursache einer solchen Veränderung zu fragen. — Er schickte sich an, in die Wohnung des Kurfürsten zu gehen, um sich dort mit seinen Freunden Dietrich von Gemmingen und George von Bach, die er hier zu finden wußte, vorher zu besprechen, und ließ einstweilen Georg bei Hans Hilchen zurück, der früher schon dem wilden Jungen zugethan gewesen war.

Hans Hilchen schien Georgen nicht mehr so munterer Laune zu sein wie sonst und das seidene Wams seinen Frohsinn nicht vermehrt zu haben; er war verlegen und wortkarg, auch Georg nicht in heiterer Stimmung.

So saßen die Beiden, sonst so Fröhlichen, schweigend sich gegenüber. Endlich sagte Hans:

Wollt Ihr den Einzug des Cardinals sehen, so müssen wir nach einem andern Orte gehen, denn hier kommt er nicht vorbei; nehmt Euer Varet und folgt mir.

Georg, ob es ihm gleich ziemlich gleichgiltig war, den Prunk eines Fürsten der Kirche zu sehen, hatte des Ritters Ungeduld bemerkt und folgte ihm.

Sie traten unfern des Mainzer Thores in ein ziemlich großes Haus ein, das jedoch nicht mehr in sehr baulichem Stande zu seyn schien. Ein großes, ödes Vorhaus, in welchem alte Jagdstücke und Hirschgeweihe hingen, gaben dieser Wohnung in ihrem Innern fast das Ansehen eines alten verfallenen Ritter Schlosses; eine alte Magd, die ihnen entgegen trat und sie mürrisch grüßte, war auch nicht geeignet, den Eintritt erfreulicher zu machen, und während Hilchen seinen Spizen tragen ordnete und den Staub von seinem Varet schüttelte, hatte Georg Muße, sich um-

zusehen und zugleich den Ritter zu bewundern, der sonst, seines wilden kühnen Sinnes wegen, nur der tolle Hans genannt wurde und jetzt wie ein Fant unruhig vor einer noch geschlossenen Thüre stand.

Endlich pochte er leise an, ein vernehmliches: „Nur herein!“ erlaubte die Thüre zu öffnen, und sie traten ein. Georg, durch das geheimnißvolle Eintreten in dieses öde Haus neugierig geworden, blickte in dem hohen gewölbten, nur mit altem Hausgeräthe versehenen Zimmer rasch um sich her, und sah niemand als einen alten Mann im abgetragenen grauen Tuchkoller, der, in der finsternen Ecke des Zimmers auf einem Lehnstuhle sitzend, eine alte Chronik und zusammengerollte Papiere vor sich auf dem Tische liegen hatte.

Guten Tag, Vater Redinger! — rief Hans Hilchen, ihm die Hand zum Willkommen reichend — Wie geht es Euch?

Wie immer! erwiderte der Alte, und warf das Buch zu.

Ich komme so früh — fuhr Hilchen fort — weil der Kurfürst heute hier einzieht. Ihr werdet doch erlauben, von hier den Einzug mit anzusehen?

Der Alte nickte bejahend.

Soll ich Euch nicht den Sessel an's Fenster rücken, daß Ihr hinaussehen könnt? fragte jetzt Hilchen.

Nein! antwortete der Alte trocken.

Hat Euch doch Kurfürst Albrecht kein Leid zugefügt, nicht an Leib und Gut! sagte der Ritter, ihn besänftigen wollend.

Es ist ein Pfaff und ein Fürst, ich mag ihn nicht sehen! — brummte der Alte. — Aber wer ist der junge ernste Mann — fuhr er fort — der mich so aufmerksam betrachtet?

Eben als Hilchen antworten wollte, öffnete sich die Thüre und eine Jungfrau trat ein. Hilchen eilte ihr entgegen, erfaßte ihre Hand und schien ihr einige trauliche Worte zu sagen, jedoch so leise, daß Georg nichts vernehmen konnte. Das Mädchen antwortete eben so leise als schnell, trat dann zu dem Vater, der seine Chronik wieder aufgeschlagen hatte, und reichte ihm die Hand.

Soll ich Euch Euer Vesperbrod bringen? sprach sie, den Blick auf Georg werfend.

Nein, Ursula! erwiderte der Alte und las weiter.

Wer ist der junge Mann, der Euch begleitet? fragte das Mädchen jetzt den Ritter.

Ein junger Sickingen, Franz von Sickingen's zweiter Sohn.

Der Sohn Franzisci? — rief der Alte aufspringend, und das Gesicht bekam Feuer und Leben. — Komm her, mein Sohn, laß Dich beschauen; so tritt hierher, daß ich Dich genau sehen kann. — Ja! — rief er — wahrlich, so muß der Vater aussehen, so feurig muß sein Auge, so freundlich sein Mund, so treuherzig und bieder der Ausdruck seines Gesichtes seyn; ohne ihn zu kennen, bin ich überzeugt, Du gleichest ihm. Tritt näher, mein Sohn! sprach er, die Hand nach ihm streckend, die Georg, wahrscheinlich durch die herzlichen Worte zum Lobe seines Vaters ergriffen, an sein Herz drücken wollte.

Sickingen! — rief der Alte, und zog rasch die Hand zurück — Weißt Du, wessen Hand Du hältst? Vater! bat das Mädchen.

Doch er ließ sich nicht stören und fuhr, düster und starr vor sich blickend, fort —

Die Hand eines Geächteten, eines von Land und Leuten Vertriebenen, die Hand eines Bettlers, der nichts mehr sein nennt, um sich sein ärmliches tägliches Brod damit zu erkaufen, als sein Kind.

Die letzten Worte hatte er leise gesprochen, sie waren jedoch nicht der Tochter, nicht Georgen entgangen.

[Die Fortsetzung folgt.]

G e d a n k e n s p ä n e .

Wie oft wird Freundschaft mit der Perle verglichen, indem man dabei nur an den Werth und stillen Glanz derselben denkt. Aber die Aehnlichkeit beider geht weiter. Um ächte Perlen aus der Tiefe des Meeres zu holen, muß der Taucher sein Leben wagen, so wie der Mensch das ganze Leben einsetzen muß, um in der Tiefe einer Menschenbrust die ächte Freundschaft zu finden. — Ein Modeartikel sind unächte Perlen, sie kosten nicht viel, sind gefällig und glänzend, oft so täuschend gemacht, daß man sie nur durch die Probe von den ächten unterscheiden kann — so auch geht es mit der unächten Freundschaft, von welcher große Vorräthe in der schönen Welt aus einer Hand in die andere gehen, die aber alle nicht probehaltig sind.

H. E. N. Belani.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften!

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Berlin.

Am Schlusse des Jahres 1827.

Verehrter Freund!

Krieg! Krieg! Krieg! Alles rüstet sich zum Krieg, Alles wünscht den Krieg, die Natur selbst gefällt sich im ewigen Kriege und so werden Sie, verehrter Freund, nicht erstaunen, daß auch meine sanftmüthige Seele plötzlich von kriegerischen Gesinnungen ergriffen worden ist, und daß ich meine dießjährigen Berichte mit einem Feldzuge zu beschließen gesonnen bin. Zwar weiß ich, daß Sie den Frieden lieben, sich gern neutral halten, und auch nicht wünschen, daß Ihr Territorium zum Kriegsschauplatz gewählt werde, indem Sie wissen, daß den Kriegstheatern von den Feinden sehr übel, von den Freunden aber noch weit übler mitgespielt wird, indeß dieses Mal müssen Sie sich dem Schicksale fügen, müssen gestatten, daß ich ein wenig ranke, dann will ich durch das ganze Jahr 1828 so friedlich mich betragen, als ein Quäker in Pensylvanien. Wenn ich aber eigentlich zu Leibe will, sollen Sie gleich erfahren.

Wem glauben Sie wohl, verehrter Freund, ist es eigentlich zuzuschreiben, daß Deutschland gegenwärtig so wenig gute dramatische Dichter hat, und daß alle besseren Köpfe sich mit dem Theater durchaus nicht befassen wollen?

Glauben Sie, es liege an der albernen Vornehmthuerei, an dem widerlichen Schlerdrian gewisser Bühnen? — Mitunter wohl, aber das Wahre ist es nicht.

Meinen Sie, es liege an dem Knickern und Knausern so vieler anderer Bühnen, welche glauben, ihr Geld auf bessere Dinge, als auf Honorare für Dichter verwenden zu müssen? — Mitunter auch wohl, allein das Wahre ist es nicht.

Oder glauben Sie, es liege an dem sultanischen Despotismus, welcher wieder bei anderen Bühnen geübt wird, wo kein Dichter, der nicht vor einigen hundert Jahren in Spanien oder England das Licht der Welt erblickte, vor den Augen des Autokraten Gnade findet? — Mitunter auch wohl, allein das Wahre haben Sie doch noch nicht getroffen.

Ich bin der festen Meinung, daß in unsern Tagen jeder Mann von Kopf, welcher eben die Feder ergreifen will, ein dramatisches Werk zu beginnen, durch den Gedanken: „dein Stück wird nicht nur der Kritik des Publikums, welches meistens ein ziemlich gerechter Richter ist, ausgesetzt sein, sondern es wird auch recensirt, ach! und von wem recensirt werden!“ bewogen werden muß, die ergriffene Feder wieder hinzulegen. Von unwissenden und ungezogenen Knaben, die sich gerade von der Schulbank auf das kritische Ross schwangen, oder von Menschen die nie in einer Schule gefessen haben, deren Unwissenheit und Flachheit nur mit ihrer Arroganz und Frechheit zu vergleichen sind, angefallen, mißhandelt, besudelt zu werden, ist eine Aussicht, welche auch den Schreibselustigen entmuthigen, und bestimmen muß, nicht für die Bühne zu schreiben.

Hat aber ein Dichter oder Compositour gar das Unglück, von der zarten, recensirenden Schuljugend in Schutz genommen zu werden, so ist es um ihn geschehen, so ist er gänzlich zu Grunde gerichtet, denn es wird dann auf eine so unkluge und lächerliche Weise in die Lobposaune gestoßen, daß der unglückliche

Protegé von Herzen wünschen muß, es wäre lieber ein halbes Regiment Feinde über ihn hergefallen, als ein einziger, zarter, jugendlicher Freund. Die Fabel vom Bären scheint recht eigentlich für diese jungen Herren geschrieben zu sein; sie meinen es gut, aber es fällt schlecht aus. Solchen Bären müssen auch Sehe und Wolfram es danken, daß ihre, freilich nicht von Mangeln ganz freie, aber doch gewiß sehr werthvolle Oper hier nicht die warme Aufnahme gefunden hat, welche sie wohl verdiente, und sehr wahrscheinlich bei weniger laxen Aufführung und ohne die gedachten Bären auch gefunden haben würde. Zwar war die Stimmung des Publikums sehr günstig und ihr erster Berichterstatter hat Ihnen nicht zu viel gesagt; man hat allerdings in Herrn Wolfram ein bedeutendes musikalisches Talent erkannt, man hat Sehe's Dichtung volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber da wir früher von einem Wolfram-Mozart, von einem zweiten Mozart hörten, so waren freilich unsere Erwartungen zu gespannt und konnten nicht so leicht befriedigt werden.

Indeß fanden die folgenden Aufführungen mehr Beifall als die erste, in welcher besonders „die Rose“ bald den ganzen Spas verdorben hätte. Sie wissen, von welchen unbedeutenden Zufällen oft der günstige oder ungünstige Erfolg eines dramatischen Produktes abhängt. Die Worte: „La Reine boit“, welche ein Spasmacher im Parterre ertönen ließ, als Marianne, in Voltaire's Trauerspiele, den vergifteten Becher an die Lippen führte, hätten beinahe das Trauerspiel fallen gemacht, und hier hätte die Rose, welche einer Bischofsmütze, oder gar noch etwas Schlimmeren, nur keiner Rose ähnlich sah, beinahe einen argen Spuk angerichtet. Diese Oper bleibt indeß für die Freunde der königlichen Bühne, wo es der neuen Erscheinungen so wenige giebt, eine erfreuliche Erscheinung.

Das „Ehrensword“ des Freiherrn v. Uechteritz ist zwar eine neue, doch aber, der allgemeinen Meinung nach, nicht eine, den Erwartungen entsprechende Erscheinung. Man behauptet, der Stoff sei nicht tragisch, die Zänkereien der Nürnberger Patrizier und Plebejer und endlich der Krieg einer Stadt Stagenau mit der Stadt Nürnberg wären Misereien, welche keinen Menschen interessiren könnten, auch habe sich der Dichter manche andere Mißgriffe zu Schulden kommen lassen. So sagt man; indeß was eigentlich von dem Trauerspiele zu halten ist, werden wir erst erfahren, von daher und von dorthier. Mir, der ich keiner Schule angehöre, und die Dinge nach der Wirkung, welche sie auf mich machen, beurtheile, hat das Trauerspiel wohl, und Mad. Unzelmann als Anna überaus wohl gefallen. Ob die Patrizier Römer oder Nürnberger sind, ist mir gleichgiltig, wenn sie mir nur keine Langweile machen; denn die Patrizier gleichen sich überall; ob mit Karthago oder Stagenau Krieg geführt wird, ist mir auch alles eins; die Nürnberger Plebejer aber, wenn sie auch nicht viel taugen, sind mir eben so lieb als die römischen, welche ein liederliches Gesindel waren. Herr Nebenstein als Rudolph war vortrefflich, die Darstellung lobenswerth. „Tantum scimus quantum memoria tenemus!“ hat irgend jemand gesagt, und was wir memoria tenemus, sage ich, können wir auch Andern wieder erzählen, wenn wir aber nichts memoria tenemus, so können wir auch Andern nichts erzählen, und das ist für Leute, welche sich ausdrücklich in das Theater begeben, um sich etwas erzählen zu lassen, sehr fatal.

[Die Fortsetzung folgt.]